

## Andréas Richier

### Fatalismus und Alltagslast. Die Bedeutung der Nahrungsfrage für die Zivilbevölkerung im Dreißigjährigen Krieg<sup>1</sup>

#### *I. Einleitung*

Die Historiker Benigna von Krusenstjern und Hans Medick stellen über den Dreißigjährigen Krieg fest: In der Wahrnehmung der Gegenwart wird dieser Krieg explizit aber auch implizit mit der vereinfachten Vorstellung vom (grausamen) Krieg und mit Gewalt verbunden.<sup>2</sup> Für dieses Bild ist nicht zuletzt eine bestimmte Geschichtsschreibung verantwortlich,<sup>3</sup> die ihn als „historischen Maßstab für eine kriegsgerische Katastrophe schlechthin“<sup>4</sup> verankert. Bei solchen Thesen ist eine gewisse „Rhetorik von Tod und Zerstörung“<sup>5</sup> und von Chaos<sup>6</sup> zu finden, die schließlich mit der Vorstellung vom „Kulturverfall“<sup>7</sup> zusammenfällt. Als Beispiel dafür kann das Vorwort von Franz

---

<sup>1</sup> Hier möchte ich mich besonders bei Frau Univ.-Prof. Dr. Claudia Ulbrich und Herrn Prof. Dr. Hans Medick ganz herzlich für ihre Begeisterung, ihre wertvollen Anmerkungen und schließlich für die stilistisch-sprachliche Verbesserungsarbeit, die sie geleistet haben, bedanken. Natürlich bleibe ich für jegliche Fehler verantwortlich.

<sup>2</sup> Vgl. Benigna von Krusenstjern, Hans Medick, Einleitung, in: Benigna von Krusenstjern, Hans Medick (Hrsg.), *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*, 2. Aufl., Göttingen 2001, S. 13–36, hier S. 35 f.

<sup>3</sup> Vgl. Krusenstjern, Medick, Einleitung (wie Anm. 2), S. 21 f.

<sup>4</sup> Ebd., S. 21.

<sup>5</sup> Ebd., S. 20.

<sup>6</sup> So schrieb beispielsweise der Historiker Hans Jessen 1963: „Diese Jahre [1635–1648, A.R.] gehören zu den schwersten Zeiten in der deutschen Geschichte, sie brachten die Auflösung jeder Sitte und Ordnung [...]. Es herrschte die nackte Gewalt“. Hans Jessen (Hrsg.), *Der Dreißigjährige Krieg in Augenzeugenberichten*, 2. Aufl., Düsseldorf 1964, S. 15. Robert R. Ergang bezeichnete schon 1956 solche Thesen als „the myth of all-destructive fury“. Vgl. Robert R. Ergang, *The Myth of the All-destructive Fury of the Thirty Years' War*, Pocono Pines, PA 1956.

<sup>7</sup> Den Begriff verwendet Günther Franz – vgl. Günther Franz, *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte*, 4. Aufl., Stuttgart, u. a. 1979, S. 1.

Maria Ferchel zu der ersten Ausgabe<sup>8</sup> des vom damaligen Abt Maurus Friesenegger verfassten *Tagbuch[es] von Erling, und Heiligenberg vom Jahre 1627 bis 1648 inc.*<sup>9</sup> gelten. Im Tagebuch selbst wird kein „Krieg der großen Schlachten“<sup>10</sup> dargestellt. Vielmehr wird im Journal über durchs Land ziehende Söldnertruppen, um Brandschatzungen und Plünderungen, sowie um lange Einquartierungen von Soldaten, die von der Bevölkerung zu ernähren waren. Angesichts der dabei gegen sie verübten Grausamkeiten vermochte Maurus Friesenegger nicht mehr zwischen Feinden und Verbündeten zu unterscheiden.<sup>11</sup> In seinem Vorwort zum Tagebuch hatte Ferchel allerdings die Absicht durch diese erinnerte Gewalt, das Werk emotional in einen bayerischen Opferdiskurs zu setzen. Mehrmals machte er „die Schweden“<sup>12</sup> allein für die gewaltsame Zerstörung „de[s] durch tausendjährige mühsame Cultur errungene[n] Wohlstand[s] des Landes“<sup>13</sup> verantwortlich.<sup>13</sup> Im Interpretationsrahmen des „Superlativs des Entsetzens“<sup>14</sup> eingeklemmt, wurde somit jedoch die eigentliche Gewaltwahrnehmung Frieseneggers von Ferchel in den Schatten gestellt – denn, wo Ferchel den Akzent auf die Unmoralität der Soldaten, besonders auf die des schwedischen Söldnerheeres, setzen wollte, blieb Friesenegger eigentlich urteilslos und fatalistisch. In der Tat machte er

---

<sup>8</sup> Maurus Friesenegger, *Chronik von Erling und Heiligenberg während dem dreißigjährigen Kriege*. Nach dem Manuscript des damaligen Prälaten Maurus Friesenegger. Hrsg. von Franz Maria Ferchel, München 1833.

<sup>9</sup> Das Originalmanuskript liegt heute im Archiv des Priorats Andechs der Abtei Sankt Bonifaz in München unter der Signatur Ms 34. Die in diesem Artikel benutzte Quellenedition ist: Maurus Friesenegger, *Tagebuch aus dem 30-jährigen Kriege*. Nach einer Handschrift im Kloster Andechs mit Vorwort, Anmerkungen und Register hrsg. von P. Willibald Mathäser, München 1974.

<sup>10</sup> Regina Schulte, *Die verkehrte Welt des Krieges: Studien zu Geschlecht, Religion und Tod*, Frankfurt/M., u. a. 1998, S. 65.

<sup>11</sup> Vgl. Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 50 u. 52 u. gleichermaßen S. 80 u. 159.

<sup>12</sup> Friesenegger, *Chronik* (wie Anm. 8), S. 1 f. des Vorwortes.

<sup>13</sup> So schrieb Ferchel letztendlich, dass es „wahrlich kein Wunder [war, A.R.], wenn die bis zur höchsten Rachewuth gereizten Bauern manchen verspäteten Schweden todt schlugen oder lebendig begruben!“ Friesenegger, *Chronik* (wie Anm. 8), S. 2 des Vorwortes.

<sup>14</sup> Bernhard Erdmannsdörffer, *Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 1649–1740*, Bd. 1, Berlin 1892, S. 102.

für die Gewalt nicht Soldaten an sich, sondern vielmehr den Hunger der Soldaten verantwortlich. Unter der Gewalt im Dreißigjährigen Krieg, und diese übergreifend, scheint also vielmehr das der soldatischen Mobilität geschuldete, logistische und kriegsbedingte Problem der Ernährung zu stehen.<sup>15</sup> Ferchel betrachtete die berichtete Gewalt als historische Tatsache, wo sie doch vielmehr als „kulturgeschichtliches Faktum“<sup>16</sup> gesehen werden sollte. Denn die geschilderte Gewalt im Tagebuch bleibt ein Schreiben über erfahrene Gewalt von einem Überlebenden, der nicht nur passiv unter dem Krieg gelitten, sondern gleichsam auch aktiv daran teilgenommen hat. Friesenegger als Teil der zivilen Bevölkerung sollte bzw. musste nämlich die Soldaten regelmäßig als „Gäste“ beherbergen und ernähren.<sup>17</sup> Wie die anderen Dorfbewohner/-innen war er nicht nur Opfer des Krieges, sondern auch Handelnder. Vor diesem Hintergrund der *agency* sollte das Tagebuch, welches daher besonders emotional besetzt ist,<sup>18</sup> in seinem Gesamtkontext verortet sowie von seiner Schreibsituation her als Überwindungsmöglichkeit und -moment betrachtet werden.<sup>19</sup>

---

<sup>15</sup> Bei einer Plünderung berichtet er, dass die Soldaten „alle Gassen mit fürchterlichen Wachtfeuern, und das ganze Dorf mit Schreien, und Heulen anfüllten, A.R.), wie sonst nur Hunger, und Verzweiflung zu tun pflegt.“ Der „anhaltende“ Krieg machte von Soldaten „Bestien“. Die Soldaten sind laut Friesenegger „unter den Waffen verwildert“ worden. Zitate jeweils aus Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 57, 145 u. 157.

<sup>16</sup> Johannes Burkhardt, *Der Dreißigjährige Krieg*, Frankfurt/M. 1992, S. 238. Darüber hinaus siehe bes. Andreas Bähr, *Furcht und Furchtlosigkeit. Göttliche Gewalt und Selbstkonstitution im 17. Jahrhundert*, Göttingen 2013, S. 349 f.

<sup>17</sup> Vgl. Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 61 u. 63.

<sup>18</sup> Vgl. Benigna von Kusenstjern, *Die Tränen des Jungen über ein vertrunkenes Pferd. Ausdrucksformen von Emotionalität in Selbstzeugnissen des späten 16. und des 17. Jahrhunderts*, in: Kaspar von Greyerz, u. a. (Hrsg.): *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln, u. a. 2001, S. 157–168, hier bes. S. 158 f.

<sup>19</sup> Nach Andreas Bähr stellte der Abt „in das Zeichen der Unsicherheit“ die mehr als 1400 Seiten und zwei Bände umfassende, lateinischsprachige Fassung, auf welcher Basis die stark gekürzte, deutschsprachige Version des Tagebuches fertiggestellt wurde. Vgl. Maurus Friesenegger, *Ephemerides Andecenses Sive Res gestae memoriae dignae de Monte sancto, et Pago Erlingano: Congestae et compositae* Ab R. do P. F. Mauro Friesenögger, tunc Ad S. Vitum Parocho, postea Montis sancti Reverendiss. mo D. Abbate Pars I. Ab anno 1627. usque ad 1635. Pars II. Ab anno 1635 usque ad 1649, S. 1 sowie Bähr, *Furcht und Furchtlosigkeit* (wie Anm. 16), S. 343. Die lateinischsprachige Fassung des Tagebuches ist im Diözesanarchiv des

Maurus Friesenegger (1590–1655) war seit 1627 Dorfpfarrer von Erling (bei Andechs) und zugleich der Subprior des Klosters Andechs. 1640 wurde der Benediktiner zum Abt des Klosters gewählt.<sup>20</sup> Als Pfarrer, und daher als Seelsorger, sowie als Abt, und damit als Grundherr seiner Untertanen, hatte er besonders viel Verantwortung in diesen herausfordernden Zeiten. Es ist vor diesem Hintergrund sehr wahrscheinlich kein Zufall, wenn das Anfangsjahr des Berichtszeitraums (1627) dem Jahr seines Amtsantritts<sup>21</sup> entspricht: Das Tagebuch – dessen Originaltitel als Authentizitätsmittel dient<sup>22</sup> – ist mit seiner Person und mit der Idee der Verantwortung und der Fürsorge verbunden. Das heißt vor allem: Das Tagebuch ist direkt mit dem Handeln verbunden. Daraus ergibt sich ein Paradox: Friesenegger zeigt sich in dieser schweren Zeit im Tagebuch engagiert, menschennah, bekümmert und voller Mitleid gegenüber seiner Mitmenschen<sup>23</sup> – und doch erschien er oft, besonders in den extremen Momenten des Hungers, fatalistisch bzw. ohnmächtig.<sup>24</sup> Diese Ohnmacht betäubte

---

Bistums Augsburg unter der Sign. HS 108 zu finden. Das „Tagebuch“ dürfte zunächst in seiner Urfassung privat gedacht gewesen sein und später absichtlich in die „Öffentlichkeit“ gestellt, als es nach dem Krieg verkürzt auf Deutsch bearbeitet wurde. Nach Schulte wurde das Tagebuch an die Pilger gerichtet: Es sollte das Kloster als heiligen und magisch schützenden Wallfahrtsort verankern – vgl. dabei Schulte, *Die verkehrte Welt* (wie Anm. 10), S. 88 f.

<sup>20</sup> Vgl. Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 8.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Das Werk ist vor allem als Chronik zu sehen. Friesenegger zeichnet zwar in Tages-, aber auch oft auch in Monatsabständen oder gar für ein ganzes Jahr auf, wenn während eines Jahres keine besonders schlimmen Ereignisse die Orte Heiligenberg (Ort des Klosters) und das Dorf Erling betrafen. Wie Regina Schulte bemerkte, ist hier „das Tragische [...] grundlegend für das Denkwürdige“ – vgl. Schulte, *Die verkehrte Welt* (wie Anm. 10), S. 84.

<sup>23</sup> Vgl. Schulte, *Die verkehrte Welt* (wie Anm. 10), S. 63, 71 u. 88. Für Schulte könnte die Tatsache, dass Friesenegger als Bäckerssohn geboren wurde, die Nähe des Prälaten zu den Erlinger Bauern erklären. Einleuchtend für sein Engagement ist beispielsweise sein Verhalten während der Pestepidemie von 1628 – vgl. Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 17. Zu den Klagen über das Elend seiner Mitmenschen siehe etwa S. 44, 53, 69 f., 75, 139–142 u. 44.

<sup>24</sup> Sobald Friesenegger von besonders dramatischen Ereignissen berichtet, kommen Sätze wie: „Und wer konnte helfen!“, „Es war auch kein Wunder!“ oder „und wie konnte es anders sein!“ Ein anders Mal schrieb er, dass die „Ernte [...] nicht nach der Erwartung war, und nicht sein konnte.“ Eine Situation schien einmal so ausganglos, dass laut Friesenegger man, anstatt zu handeln, nur noch „fürchten, oder hoffen“ konnte. Zitate jeweils aus Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 29, 59,

ihn schließlich so sehr, dass er bei der Beschreibung anderer „dramatischster Momente“ sogar ironisch und sarkastisch sein konnte.<sup>25</sup>

Dieser Artikel soll zeigen, dass die Bedeutung bzw. das Ausmaß des Nahrungsproblems im Krieg verantwortlich für das Ohnmachtsgefühl Frieseneggers war. Das Nahrungsproblem – so die These dieses Artikels – war so omnipräsent, dass die Kriegswahrnehmung Frieseneggers durch einen „kosmologischen Fatalismus“ bestimmt war:<sup>26</sup> Das Alltagsleben zu Kriegszeiten wurde zur Last. Und dies nicht nur wegen der Söldner und dem damit verbundenen Hunger, sondern eben auch durch verschiedene kosmologische Faktoren wie Wetter, Mäuseplage und Pest, die in Hinblick auf die schon schwierige Versorgungsproblematik noch verschärfende Auswirkungen hatten. Für Friesenegger waren diese Phänomene somit Teil seiner Kriegswahrnehmung. Der Begriff „Krieg“ bedeutet hier weder nur Schlachten noch Söldnerübergriffe, sondern steht vielmehr für ein umfassendes Verhängnis und für das bittere, kosmologisch bestimmte „Übel die-

---

69, 72 u. 78. Der Prälat bedankt sich auch oft ohnmächtig bei Gott – siehe dabei ebd., S. 106, 125 u. 135.

<sup>25</sup> Die fatalistisch geprägte Wahrnehmung des Abtes könnte uns erklären, warum, wie Regina Schulte bemerkte, der Text uns so modern und objektiv erscheint – vgl. hierzu Schulte, *Die verkehrte Welt* (wie Anm. 10), S. 93. Da die Welt durch ein unabänderliches Schicksal bestimmt zu sein schien, ging es für Friesenegger gleichsam nur darum, objektiv davon zu berichten. Ereignisse werden zu einem „Spektakel“, welches durch das vorgespielte, fast unglaubliche Extrem fast zum Lachen wäre, wenn die Situation doch nicht so dramatisch wäre – vgl. Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 59. Zur Ironie und zum Sarkasmus, siehe bes. ebd., S. 65 f. u. 70.

<sup>26</sup> Für diesen Begriff steht der punktuelle, schicksalsergebene Zweifel Frieseneggers an der Wirkungsmacht seiner Handlungen. Der Grund dafür ist der Eindruck, dass neben den Kriegshandlungen auch alle Elemente des Kosmos in der Gestalt von ungewöhnlichen Wetterverhältnissen, von Pest oder Erdbeben die menschlichen Überlebenschancen drastisch reduzierten. So sprach 1638 Friesenegger von „neue[n] Unsterne[n]“, als die Menschen einmal „von allen Elementen [...] zu leiden“ hatten: „Wie Feuer, Wasser, und Luft, so mangelte auch die Erde nicht, uns ihre Plagen fühlen zu lassen.“ Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 107. In diesem Kontext hatte Regina Schulte schon bemerkt, dass im *Tagebuch* Frieseneggers ungewöhnliche Wetterverhältnisse „wie ein Kommentar zum Krieg“ standen – vgl. Schulte, *Die verkehrte Welt* (wie Anm. 10), S. 67. Laut Friesenegger müsste schließlich „ein fürchterliches Erdbeben“ kommen, um „dem Übel einmal ein Ende [zu] mach[en]“ – Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 109.

ser Zeiten“.<sup>27</sup> All diese Plagen – Hungersnöte, Unwetter, Tierplagen, die Gewalt der Söldner und sogar die Pest – überlagerten einander, waren aber alle durch das Problem der Nahrung verbunden. In dieser Konstellation war das Nahrungsproblem derart unberechenbar und verflochten, dass manchmal für Friesenegger jegliche menschliche Handlung dagegen anzukämpfen vergeblich erschien.

Diese These widerspricht nicht der Interpretationslinie von Regina Schulte, die das Werk als eine räumlich begrenzte und ereignisbezogene Kriegshistorie versteht: Andechs als heiliger Wallfahrtsort und das im Tagebuch zweimal berichtete Marienwunder, welches den Ort vor Feuer rettete und bestätigte, dass der Hostienschatz, trotz aller Übel, den Ort im Krieg magisch schützte.<sup>28</sup> Die These dieses Aufsatzes geht darüber hinaus: Der kosmologische Fatalismus Frieseneggers stellt dabei das heillose Pendant des heilvollen Wunders dar: Besonders vor dem Hintergrund eines als unausweichlich und alles verheerend wahrgenommenen Kriegsübels erscheint die magische Wirkung des Hostienschatzes mächtig. Um dieses religiös bestimmte Narrativ besser verstehen zu können, scheint es also notwendig den Fatalismus Frieseneggers zu analysieren. Deswegen wird hier der Frage nachgegangen, inwiefern eine alltägliche Nahrungslogistik und -ökonomie umfassend die zeitgenössische Kriegswahrnehmung prägte und bestimmte. Inwiefern lässt sich dieser kosmologische Fatalismus durch das Problem der Ernährung im Krieg als eine unabänderlich erscheinende Alltagslast erklären?

Zuerst (II) wird gezeigt, dass der Krieg ständig aufwändige Fluchten verursachte, um die Gewalt der Söldner zu vermeiden. Diese Fluchten sollten aber im Rahmen einer überlebenswichtigen Nahrungslogistik jedes Mal vorab gut abgewogen und intensiv vorbereitet werden. Wir werden dann sehen (III), dass der Handlungsspielraum dabei durch

---

<sup>27</sup> Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 87.

<sup>28</sup> Schulte, Die verkehrte Welt (wie Anm. 10), S. 68 f. u. 87 f. Zum berichteten Marienwunder, vgl. Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 26 f. u. 153.

die Tatsache begrenzt war, dass in Hinblick auf eine Nahrungsökonomie jede Entscheidung auch zeitlich weitreichende, bedrückende Auswirkungen haben konnte. Es soll schließlich (IV) berücksichtigt werden, dass jede Überlegung nicht nur in der Eile, sondern wegen einem Mangel an sicheren Informationen immer wieder in einer emotional geprägten Stimmung gemacht wurde.

*II. Die Logistik der Ernährung im Krieg:  
Die Vorbereitung der Flucht als Last*

*1. Vor der Flucht das „Nach“ der Flucht vorbereiten*

1632 machten die Dorfbewohner/-innen von Erling ihre erste direkte Erfahrung mit dem Krieg. Zum ersten Mal rückte das Schwedenheer in Bayern vor. Als die Erlinger solches vernahmen, begaben sie sich alle auf die Flucht.<sup>29</sup> Sie flohen vor der erwarteten Gewalt durch die Söldner bei der Proviantsuche.<sup>30</sup> Auf der Gegenseite stand hinter der spontanen und eiligen Flucht aber eine ganz eigentümliche Nahrungslogistik. Maurus Friesenegger schrieb nämlich dabei, dass nach Aufnahme dieser „fürchterlichen“ Nachricht alle Menschen im Dorf „mit [...] Flüchtlingen beschäftigt“<sup>31</sup> waren – genauer „mit Vergraben“ und „Einpacken“. Das heißt, dass die Flucht zuerst vorbereitet wurde: „Kostbarkeiten“, aber auch Vorräte sollten unter der Erde versteckt und Vieh, Pferde und Schafherden auf die Flucht mitgenommen werden.<sup>32</sup> Da eigenes Leben und Schicksal in diesem Krieg direkt mit dem Bestand von Tieren, die in der Nahrungsmittelproduktion beteiligt sind, verbunden waren, flüchteten die Menschen zwar stets

---

<sup>29</sup> Vgl. Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 23.

<sup>30</sup> Zur vorwiegend temporären Flucht als „die wichtigste der Abwehrmaßnahmen schlechthin“ in Kriegszeiten, vgl. Shin Demura, Flucht der Landbevölkerung in die Stadt im Dreißigjährigen Krieg am Beispiel von der Reichsstadt Ulm und ihrem Territorium, in: Matthias Asche, u. a. (Hrsg.), *Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit*, Münster, u. a. 2008, S. 187–202, hier S. 188.

<sup>31</sup> Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 23.

<sup>32</sup> Vgl. ebd., S. 141 u. 159.

um der militärischen Gewalt zu entgehen, aber genauso oft um ihre Herden zu schützen.<sup>33</sup>

Dadurch dass die Flucht eigentlich nur zeitweilig war und eine Rückkehr voraussetzte, aber auch wegen der Unsicherheit der Straßen im Krieg, wurden häufig nicht alle Tiere auf die Flucht mitgenommen und wurden daher wie größere Mengen an Lebensmitteln oft versteckt bzw. im Voraus in Sicherheit gebracht: Die Frage der Nahrung nach der Flucht wurde im besten Fall schon vor dem Flüchten geregelt, was aber einen beträchtlichen logistischen Aufwand darstellte.<sup>34</sup> Aus dem Tagebuch Frieseneggers lernen wir, dass landwirtschaftlich wichtige Produktionsmittel und Erzeugnisse regelmäßig und vorsorglich zur nächsten befestigten Stadt geführt wurden.<sup>35</sup> So schrieb der Abt bei einer solchen Fluchtvorbereitung, dass er „Getraid, Vieh, und Futter nacher München, nebst anderen Notwendigkeiten [schickte, A.R.] zum Unterhalt derjenigen, die dort zu verbleiben gedachten, oder [so, A.R.] daß sie bei ihrer Zurückkehr wieder [etwas, A.R.] hätten, womit sie das Kloster versähen“.<sup>36</sup> Einen guten, unmittelbaren Zufluchtsort für die Tiere der Dorfbewohner/-innen stellte auch das Kloster selbst dar, weil es fast immer bewohnt war.<sup>37</sup> Nach Friesenegger wurde das

---

<sup>33</sup> Zu diesem explizit ausgedrückten, doppelten Sinn der Flucht, vgl. ebd., S. 31.

<sup>34</sup> Wenn die Zeit für eine solche Vorbereitung fehlte, flohen daher die Erlinger mit ihrem Vieh in der Regel zum nächstliegenden Wald, um es schnell zu schützen. Eine solche Flucht galt jedoch für Friesenegger als unsicher und erbärmlich und stellte eine Herausforderung hinsichtlich der Koch- und Nahrungsmöglichkeiten dar. Vgl. ebd., S. 29 f., 33 u. 57.

<sup>35</sup> Vgl. ebd., S. 78–80, 139 u. 157. Diese Praxis gilt nicht nur für das Kloster Andechs, sondern lässt sich auch anderswo im Reich nachweisen. Siehe etwa den Fall des Klosters Elchingen bei Ulm in P. L. Brunner, Schicksale des Klosters Elchingen und seiner Umgebung in der Zeit des dreißigjährigen Krieges (1629–1645). Aus dem Tagebuche des P. Johannes Bozenhart, in: Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 3 (1876), S. 157–282, hier S. 178.

<sup>36</sup> Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 138.

<sup>37</sup> Vgl. ebd., S. 54. Es geht wahrscheinlich hier um eine gängige Praxis der Zeit. Auch der oberhessische Bauer Caspar Preis führte seine Schweine in ein Kloster in Sicherheit, bevor er sich auf die Flucht begab. Vgl. Caspar Preis, Bauernleben im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges: Die Stausebacher Chronik des Caspar Preis, 1636–1667, hrsg. von Wilhelm A. Eckhardt, Marburg an der Lahn 1998, S. 65.



Kloster daher mehrmals „zum allgemeinen Pferd- und Viehstall“.<sup>38</sup> Die Zufluchtsorte für Lebensmittel und Tiere waren im Rahmen der Nahrungslogistik insgesamt vielfältig und divers: Getreidesamen der Erlinger Bauern wurden einmal unter dem Dach der Dorfkirche versteckt, während ihre Pferde im „Maierhaus“ verborgen wurden. Das Kloster verfügte seinerseits über ein größeres Netzwerk von Versteckplätzen: Das Klostervieh wurde einmal vorbeugend auf die Alpen zu einem anderen Kloster, ein anderes Mal zu einer Alm in Sicherheit gebracht.<sup>39</sup>

## *2. Bleiben statt fliehen:*

### *Verhandlungsmöglichkeiten und Gewalterfahrung*

Die Flucht war jedoch kein zwangsläufiger Prozess, sondern vielmehr das Ergebnis einer rationalen Erwägung von kurz- und langfristigen Risiken sowie Handlungs- und Überlebensstrategien. Flucht bedeutete einerseits bewusst seine Heimat zu verlassen und das gesamte Hab und Gut den plündernden Soldaten zu überlassen. Wer nicht flüchtete, konnte andererseits mit den Söldnern verhandeln. Die Verhandlungsmacht eines jeden Menschen variierte dabei je nach Kontext.

Die Verhandlungsmacht der lokalen Bevölkerung hing zuerst vom politischen Lager der Söldner ab, d. h. mit den eigenen Worten von Friesenegger, ob sie „Feinde“ und Angehörige der „ketzerische[n] Partei“ oder „Freunde“ waren.<sup>40</sup> Die lokale Bevölkerung erhoffte sich natürlich von den heimischen Truppen besser behandelt zu werden. Andererseits sollten aus der Perspektive der kaiserlichen Truppen die Soldaten im Kurfürstentum Bayern von der einheimischen Bevölkerung nicht nur ernährt, sondern selbstverständlicher Weise als „Herr im Hause“<sup>41</sup> behandelt werden: „Denn die Güter der Bauern, sagten

---

<sup>38</sup> Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 54.

<sup>39</sup> Vgl. für jede Ortsangabe jeweils ebd., S. 28, 57, 59 u. 145.

<sup>40</sup> Vgl. ebd., S. 22 u. 80.

<sup>41</sup> Ebd., S. 56.

sie [die Offiziere, A.R.], gehören den Soldaten so gut als den Bauern selbst, und also haben sie das Recht, davon zu leben.“<sup>42</sup> Hier waren aber die Söldner für dieses „Recht“ zugleich die Legislative, Judikative und Exekutive und entschieden im Zusammenhang mit der eigenen Hunger- oder Notlage, ob sie sofort und selbstverständlich als besondere Gäste behandeln werden sollten.<sup>43</sup> Wie Friesenegger schrieb: „Wehe dem, der sich widersetzt!“<sup>44</sup> Einmal kamen 24 spanisch-burgundische Reiter aus der politischen Partei der Kaiserlichen zu den Pforten des Klosters und begehrten Einlass „und da man durch die Fenster zu ihnen redete, schossen sie auf die Fenster, und hieben beide Porten mit Äxten gewalttätig ein, brachen alle Türen, Kisten, und Kästen auf im ganzen Kloster [...]. Bei unserer Zurückkehr in das Kloster fanden wir weder im Kloster, noch in dem Maierhause etwas zu Essen“.<sup>45</sup> Misstrauen zeigen oder gar versuchen, zu verhandeln, konnte also gefährlich sein, wenn Söldner aus dem „eigenen“ Lager wegen dieser Tatsache von vornerein erwarteten, als außerordentliche Gäste behandelt zu werden.

Für die Bevölkerung bedeutete die Ankunft von Truppen aus dem eigenen Lager also zwei Dinge: Einerseits war man sich der Pflicht bewusst, diese Söldner zu unterstützen und zu ernähren, auf der anderen Seite erlebte man von genau diesen „Gästen“ Fehlverhalten wie im Januar 1634: Da „speisten uns unsere Gäste wieder mit der Hoffnung ihres gewissen Abmarsches auf den andern Tag. Allein anstatt der Erfüllung ihres Versprechens forderten sie am andern Tag wieder Vieh [...] für die Soldaten, die sie nicht verhungern lassen könnten, mit der Bedrohung, solches, und desto mehr mit Gewalt zu nehmen“.<sup>46</sup> Sol-

---

<sup>42</sup> Ebd., S. 63.

<sup>43</sup> Vgl. exemplarisch ebd., S. 65 f.

<sup>44</sup> Ebd., S. 47.

<sup>45</sup> Ebd., S. 79 f.

<sup>46</sup> Ebd., S. 61. An dieser Stelle und vor dem Hintergrund einer einzigartigen Versorgungsproblematik der Söldner lässt sich hier die Soldateska als ein eigener Stand auffassen. Zu einer alltagsgeschichtlichen Perspektive zu dieser Frage vgl. Bernd R. Kroener, „Kriegsgurgeln, Freireuter und Merodebrüder.“ *Der Soldat des Dreißigjährigen Krieges. Täte und Opfer*, in: Wolfram Wetter (Hrsg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München, u. a. 1992,

che Situationen waren besonders in Zeiten, in denen man sehr sparsam sein musste, prekär, da es eben notwendig war zu verhandeln. Vor diesem Hintergrund waren die Kaiserlichen vielleicht noch unberechenbarer und damit gefährlicher als die schwedischen Truppen, die auf dem Land für ihre Rücksichtslosigkeit gefürchtet waren.<sup>47</sup>

Egal welchem Lager die Söldner angehörten, war es nötig aus der Perspektive der zivilen Bevölkerung, immer etwas zum Geben zu haben, um verhandeln zu können. Friesenegger erzählte nämlich mehrmals von ermordeten Menschen, die nichts geben „wollten oder konnten“.<sup>48</sup> Die Grenze zwischen geben wollen und können war für streifende Soldaten nicht durchsichtig und letztendlich irrelevant. Angedrohte und angewendete Gewalt war in diesem Rahmen gleichsam Teil des Verhandlungsprozesses, indem es Druck auf die betroffene Person ausübte, damit sie das Verborgene freigab.<sup>49</sup> Aus diesem Grund konnten auch die wohlhabenden Bewohner/-innen der Gewalt der Soldateska ausgesetzt sein – sie hatten nur mehr Verhandlungspotential. Dies erklärt letztendlich, warum die Erlinger sich sehr oft für die traurige,<sup>50</sup> „unsicher[e]“<sup>51</sup> Flucht und doch, so scheint es, kurzfristig sicherere Handlungsmöglichkeit entschlossen, als sich die Soldaten näherten. Für Friesenegger war das manchmal sogar eine Notwendigkeit. Als die Kaiserlichen sich 1646 erneut näherten stell-

---

S. 51–67 u. Michael Kaiser, Überleben im Krieg – Leben mit dem Krieg. Zur Alltagsgeschichte des Dreißigjährigen Krieges in den niederrheinischen Territorien, in: Stefan Ehrenpreis (Hrsg.), *Der Dreißigjährige Krieg im Herzogtum Berg und in seinen Nachbarregionen*, Neustadt an der Aisch 2002, S. 181–233.

<sup>47</sup> Vgl. Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 24 f. u. 160.

<sup>48</sup> Ebd., S. 29. Siehe gleichermaßen ebd., S. 43, 48 u. 167.

<sup>49</sup> Bei eher langwierigen Einquartierungen war die Logik der militärischen Gewalt anders als bei kurzen Durchzügen von Söldnern, dadurch dass die Soldaten in diesem Fall angewiesen waren, mit den Einheimischen über einen längeren Zeitraum zusammenzuleben. Hier war eine Integration der Zugewanderten möglich. Dazu vgl. Frank Kleinhagenbrock, *Einquartierung als Last für Einheimische und Fremde. Ein Beispiel aus einem hohenlohischen Amt während des Dreißigjährigen Krieges*, in: Matthias Asche, u. a. (Hrsg.), *Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit*, Münster, u. a. 2008, S. 167–185, hier S. 170 u. 183 f.

<sup>50</sup> Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 50.

<sup>51</sup> Ebd., S. 159.

te er fest: „Wer sich nicht schon vorhin weit hinweg geflüchtet hat, der mußte sich jetzt in Wäldern, und finsternen Abwegen verbergen. Weder in den Häusern, noch auf den Wegen entging jemand ihrer Barbarei“. <sup>52</sup> In diesem Jahr flohen sogar „die Ärmeren, die nichts zu verlieren hatten“. <sup>53</sup>

### 3. Die Entscheidung zur Flucht: Eine Frage der Risikobereitschaft

Trotz der Gewalterfahrung bzw. -erwartung konnte es sich jedoch manchmal lohnen, das Risiko auf sich zu nehmen und doch im Dorf zu bleiben. Das musste auch bei der Entscheidung zur Flucht berücksichtigt werden und verkomplizierte den rein intellektuellen Teil der Nahrungslogistik im Krieg. Dadurch konnte man nämlich vermeiden, dass ganze Häuser, Dächer, aber auch Felder, Garten sowie „die [...] schönste [sic] Obstbäume“ <sup>54</sup> angezündet werden – denn nach Friesenegger waren „Brand, und Feuer [...] das unausbleibliche Los derer, die nicht erscheinen“. <sup>55</sup> Vor allem im Winter war das besonders relevant, weil Holz zum Wärmen der Soldaten diente. <sup>56</sup> Bei einem Winterquartier in Erling im Jahre 1632/33 berichtet Friesenegger, dass neben dem Hausrat „die Baufahrnisse von Wägen, Pflügen, und was immer von Holz war, ging in den Flammen auf“. <sup>57</sup> Besonders problematisch war das für die Bauern, die nicht nur die Felder, sondern auch die für die Feldarbeit notwendigen Geräte und Werkzeuge sowie Gebäude für die Unterbringung und Verwahrung der Ernte <sup>58</sup> unbedingt brauchten. Deshalb waren es die Bauern mit ihren Familien, die am ehesten geblieben bzw. am kürzesten geflohen sind.

---

<sup>52</sup> Ebd., S. 145.

<sup>53</sup> Ebd., S. 138.

<sup>54</sup> Ebd., S. 71.

<sup>55</sup> Ebd., S. 167.

<sup>56</sup> Zur Praxis des Winterquartiers als „unverzichtbarer Teil der Kriegführung“ und zum Ärger des Militärs gegenüber das Entfliehen der Landbewohner, vgl. Demura, Flucht (wie Anm. 30), S. 193 u. 198 f.

<sup>57</sup> Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 71.

<sup>58</sup> Vgl. ebd., S. 32 u. 85.

Dabei hatten die Bauern im Allgemeinen viel weniger Verhandlungsmöglichkeiten. Wenn doch das Verhandeln für das Kloster eine gute Option zu sein schien, dadurch dass die Soldaten mehr Respekt vor dem Gotteshaus hatten<sup>59</sup> und oft mit Bier und Brot vorliebnahmen,<sup>60</sup> erfuhren die Bauern viel häufiger systematischen Zwang und Gewalt.<sup>61</sup> Dies liegt wahrscheinlich daran, dass im Unterschied zu den einfachen Bewohnern, das was begehrt wurde, nicht verborgen war: Die Felder waren offensichtlich und jeder konnte vermuten, dass der Bauer, der vom Verkauf von Lebensmitteln lebte, immer über Vorräte verfügte. Dabei bot sich den Bauern eine andere Option: Sie konnten „die Gewalt mit Gewalt“<sup>62</sup> abwehren – und das taten sie besonders in schweren Hungersnotzeiten.<sup>63</sup> Obwohl gefährlich<sup>64</sup> scheinen solche Handlungen oft erfolgreich gewesen zu sein.<sup>65</sup>

Schließlich muss in Hinblick auf die Flucht festgestellt werden, dass sie nur eine kurzfristige Lösung bot. Wegen der Einstellung der landwirtschaftlichen Arbeit konnten wiederholte Fluchten auf lange Sicht zur Armut führen.<sup>66</sup> Im nächsten Teil des Aufsatzes ist also auch eine ganz alltägliche, langjährige Not- und Nahrungsökonomie als Last für die lokale Bevölkerung zu Kriegszeiten zu berücksichtigen.

---

<sup>59</sup> Der Eintrag vom 9. Oktober 1646 ist für den Kontrast einleuchtend – vgl. ebd., S. 143.

<sup>60</sup> Vgl. zum Beispiel ebd., S. 39.

<sup>61</sup> Vgl. ebd., S. 63 f., 67 u. 80.

<sup>62</sup> Ebd., S. 39.

<sup>63</sup> Vgl. ebd., S. 64.

<sup>64</sup> So wurde 1646 ein Erlinger Bauer erschossen. Vgl. ebd., S. 149.

<sup>65</sup> Vgl. ebd., S. 43, 45, 55, 75 u. 146.

<sup>66</sup> Viele Erlinger sind daher letztendlich nach Tirol ausgewandert. Vgl. ebd., S. 75 u. 93.

*III. Die Ökonomie der Nahrung im Krieg:  
Abwägen zwischen Gegenwart und Zukunft*

*1. Nahrungsmittel kaufen: Flexibilität und Probleme*

Das Phänomen der Unsicherheit auf den Straßen kann zuerst den langen Prozess der Verarmung veranschaulichen. Die kriegsbedingte Nahrungsmittelknappheit führte nämlich zu einer erhöhten Mobilität der Einheimischen. Besonders in Hungersnotzeiten war nämlich die Bevölkerung oft auf der Suche nach Essen noch mehr unterwegs. So gingen einige Landbewohner/-innen in die nächste größere Stadt um Mehl zu kaufen, wenn es im Dorf keines mehr gab. Diese Mobilität stellte aber wiederum eine sehr gute Gelegenheit für die Söldner und Räuberbanden dar, sich durch Raubzüge zu ernähren. Die Straßen wurden daher in Hungersnotzeiten zwangsläufig immer gefährlicher, was letztendlich vor allem ein wirtschaftliches Problem für die lokale Bevölkerung darstellte: Durch die Verluste wurden die Menschen immer „ärmer“.<sup>67</sup>

Das kann am Beispiel eines Berichtes von Friesenegger veranschaulicht werden. Er erklärt nämlich, dass im Mai 1633 „viele Leute [...] schon von Kräutern [lebten, A.R.], und bei noch mehreren war Nachmehl- und Kleien-Brot die beste Speise. Zu München war Getraid auch um sehr teures Geld hart zu bekommen, aber noch härter nacher Haus zu bringen, weil öfter durch Räuber, und Freibeuter der Wagen samt Pferden hin war“.<sup>68</sup> Aus ökonomischer Perspektive betrachtet war ein solcher Raub besonders problematisch. Es war nicht nur das abgeholte Getreide verloren, sondern auch das eingesetzte Kapital und die Transportmittel. Diese waren aber unentbehrlich<sup>69</sup> für das Überleben, denn sie waren für die Feldarbeit, für weitere Transporte von Holz oder Nahrungsmitteln oder für eine potentielle Flucht unerlässlich.

---

<sup>67</sup> Ebd., S. 161.

<sup>68</sup> Ebd., S. 44.

<sup>69</sup> Vgl. ebd., S. 85.

Wagen und Pferde mussten also nach dem Überfall wieder gekauft, gemietet oder getauscht werden, und somit kostete der Raub auch das Geld, das für die neue Investition vorgesehen war. Zusammengekommen ist dies in Hungersnotzeiten besonders bedeutsam, da das Angebot an wichtigen Lebensmitteln wie Getreide hinter der Nachfrage zurück blieb und die Preise dafür besonders hoch waren.<sup>70</sup>

Vor diesem Hintergrund scheint die Unsicherheit auf den Straßen extrem negative Auswirkungen auf die Überlebensökonomie angenommen zu haben, sodass die Hungersnot für einen jeden Menschen unausweichlich zu sein schien. Unter den Söldnern und Räubern verbreitete sich das Phänomen, um schnell und ohne größere physische Gewalt Geld zu erpressen, dass sie „Pferde raubten“ und sie dann an die Bestohlenen „wieder verkauften, so daß mancher sein eigenes Pferd öfters wiederkaufen mußte“.<sup>71</sup> Es geschah, am 1. August 1633 inmitten einer Hungersnot, dass das Pferd einem Erlinger nicht nur auf dem Hinweg nach München, sondern auch erneut auf den Rückweg beraubt wurde. Dazu stellte Friesenegger fest: „Und das machte, daß sich nach der Hand kein Mensch mehr auf die Straße getraute, um etwas, auch Höchstnotwendiges, einzukaufen“.<sup>72</sup> Vor allem in Hinblick auf solche Raubtaten zeigte sich der Prälat besonders ohn-

---

<sup>70</sup> Laut dem Tagebuch war August immer die Erntezeit für das Getreide in der Umgebung. Das Ziel der Nahrungsökonomie war so lange wie möglich damit auszukommen, da Vieh und Fleisch sparsam gegessen wurden – und zwar mindestens bis Ende Mai, wo, so scheint es, die ersten Kräuter, Pilze, Garten- und Baumfrüchte geerntet werden konnten (vgl. ebd., S. 71 f., 74 u. 77). Nach Friesenegger waren jedoch 1634 die Getreidereserven schon im April erschöpft und im nächsten Jahr bereits am 11. November. Ab diesem Tag musste dann „alles um teures Geld von München“ gekauft werden – hierzu vgl. ebd., S. 75 u. 97. Die kriegsbedingte Nahrungsmittelknappheit und schlechte Ernten hatten zu einer „Teuerung“ geführt: Die verfügbaren Waren und Erzeugnisse wurden wertvoller und daher teurer verkauft, was eine Minderung der Kaufkraft der Bevölkerung und für die Ärmern sogar eine lebensgefährdende Hungersnot bewirkte. Zur „Teuerung“ als neben Krieg und Pest wichtigste Plage zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, vgl. Patrice Veit, *Musik und Frömmigkeit im Zeichen des Dreißigjährigen Krieges*, in: Benigna von Krusenstjern, Hans Medick, *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*, 2. Aufl., Göttingen 2001, S. 507–530, hier S. 514.

<sup>71</sup> Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 46.

<sup>72</sup> Ebd.

mächtig und niedergeschlagen. So schrieb er im Jahre 1648: „Allein, wenn schon alle Übel in der Welt ihr Ende genommen, scheint doch das dermalige keines zu haben!“<sup>73</sup>

## *2. Die schwierige Berücksichtigung langjähriger Folgen*

Obwohl die Lage manchmal aussichtslos zu sein schien, öffnete aber eigentlich die besondere Rolle des Geldes in Hinsicht auf den Nahrungsmittelaufkauf einen ganz neuen Handlungsspielraum, um eine Hungersnot zu überstehen. Da vorhandene Lebensmittel oder nahrungsmittelproduzierende Tiere im Rahmen der Nahrungsökonomie im Krieg allgemein einen hohen Wert hatten, hing von der Jahreszeit und der Hungerslage ab, ob es sich lohnte, sie eher materiell und unmittelbar zu behalten oder ihren Gegenwert in Form von Geld zu besitzen. Beispielsweise berichtet Friesenegger, dass im Sommer 1632 die Getreideernte „sehr gesegnet“ und „sehr wohlfeil, weil jedermann geschwind verkaufte, um sich Pferd, und Vieh zu verschaffen, und auch aus Sorge, daß es ihm nicht unentgeltlich vom Feinde genommen werde“.<sup>74</sup> Hier geschah der Verkauf des Getreides trotz der Hungersnot des Jahresanfangs. Eindeutig boten also Vieh und Geld mehr Flexibilität. Sie waren nicht nur mobiler sondern, ermöglichten insgesamt, eine Spannung zwischen Gegenwart und Zukunft zu überbrücken und abzubauen. Vieh und Pferde waren immer als Investitionen zu sehen. Eine Kuh schlachten, hieß einerseits kurzfristig Fleisch und somit mehr Nahrungsmittel zu haben. Es bedeutete aber mittelfristig unter anderem täglich weniger Milch und Butter zu haben, welche Friesenegger in der Hungersnotzeit als „die letzte, und fast einzige Nahrung der Elenden“<sup>75</sup> qualifizierte. Es stellte schließlich in einer langfristigen Perspektive weniger Reproduktionschancen der Kuh dar.

---

<sup>73</sup> Ebd., S. 160 f.

<sup>74</sup> Ebd., S. 32.

<sup>75</sup> Ebd., S. 63.



Das gleiche gilt für die Pferde, die notwendig für die Feldarbeit und Transporte waren. Erst, als sie zum Beispiel an einer Seuche gestorben waren, wurden sie von den Ärmeren in Hungersnotzeiten gegessen.<sup>76</sup> Gerade im Sommer 1632 hatten sie gefehlt. Aus „Abgang von Pferden, und Wägen“ wurde die Ernte „sehr beschwerlich, und langsam einzubringen“<sup>77</sup> und das Risiko, dass Soldaten dazwischen kamen und alles wegnahmen, war viel größer.<sup>78</sup> Am Ende des Jahres hatte dieser Mangel wieder beträchtliche Auswirkungen: „Allein über Winter wurde gar wenig angebaut [...]. Und das machte große Sorge für die Zukunft“.<sup>79</sup> Die Folgen lassen sich aber weiter konkret verfolgen: 1634 starben „manche aus Hunger“ im Dorf und im selben Jahr konnten wieder „keine Felder aus Abgang [...] der Pferde“ bestellt werden.<sup>80</sup> Deswegen, obwohl Erling und Andechs ab 1635 fast nicht mehr vom Krieg betroffen waren, wurde der Feldbau in diesem Frühjahr „sehr übel bestellt. An einigen Orten baute man gar nichts, an anderen wenig“.<sup>81</sup> 1636 mussten dann noch einige Bauern ihre Äcker wegen Unkraut, das wüst die Felder überwachsen hatte, verbrennen.<sup>82</sup> Im selben Jahr gab „die Feld-Ernte [...] einigen kaum den dritten Teil von dem, was sie geben sollte“.<sup>83</sup> Es dauerte bis zum Sommer 1637, bis die Fastenzeit, die vorläufig seit 1635 in der Hungersnotzeit ausgesetzt wurde, wieder streng befohlen wurde,<sup>84</sup> und es dauerte bis zum Sommer 1638 um eine „gesegnete“ Ernte zu haben.<sup>85</sup>

---

<sup>76</sup> Vgl. ebd., S. 100.

<sup>77</sup> Ebd., S. 32.

<sup>78</sup> Einmal mussten somit Bauern, Klosterbediente und sogar Geistliche die Felder zum Teil „mit Gewehren“ bewachen, während andere Bauern auf dem Feld arbeiteten. Vgl. ebd., S. 40 u. 46 f.

<sup>79</sup> Ebd., S. 32.

<sup>80</sup> Ebd., S. 74.

<sup>81</sup> Ebd., S. 94.

<sup>82</sup> Diese Praxis war so verbreitet, dass es letztlich „auf churfürstlichen Befehl verboten worden, weil diese Feuer öfters Wälder und Baumgärten ergriffen hatten.“ Ebd., S. 101.

<sup>83</sup> Ebd., S. 103.

<sup>84</sup> Ebd., S. 105.

<sup>85</sup> Ebd., S. 109 f. Ein weiteres Problem ab 1637 war dann aber der Mangel an Tagelöhnern, die den dreifachen Lohn fordern konnten. Dieses Phänomen brachte laut Frieseberger die Bauern bis 1645 „in größte Verlegenheit“. Vgl. ebd., S. 106, 109 f. u. 130.

Hier wirkt also eine Nahrungsökonomie, die selbst viele Jahre nach dem Abmarsch der Soldaten für Friesenegger immer noch viel Sorge verursachte. Verantwortlich dafür waren auch schlechte Wetter- und Naturverhältnisse sowie die Pest, die vom Wesen her relativ unberechenbar waren. Sie erschwerten daher die Möglichkeit, durch rationale Entscheidungen die Spannung zwischen Gegenwart und Zukunft zu überbrücken. So war im Jahre 1635 auf den Feldern „eine ungeheure Menge Mäuse von verschiedenen Gattungen, und Farben“ und „machten desto größeren Schaden, je weniger die Ernte war. [...] Vielen lohnte es die Mühe des Schnittes nicht, sondern gruben dem Raub der Mäuse in ihren Höhlen nach“.<sup>86</sup> In der Wahrnehmung des Abtes fügten sich 1638 die Mäuse als das Element Erde neben den anderen kosmologischen Elementen Feuer, Wasser und Luft zu den allgemeinen, schwer berechenbaren Plagen der Zeit hinzu, die das Nahrungsproblem vergrößerten.<sup>87</sup> Wegen Überschwemmungen ersäufte zum Beispiel das Vieh in der ganzen Gegend und durch fürchterliche Winde fielen Dächer und Gartenbäume.<sup>88</sup> Schließlich hatte die Pest 1634 das Übel dadurch vermehrt, dass nicht nur „sehr viele“ starben, sondern, weil „gesund war niemand“, es also die höchste Not war, „nur so viel Getraid auszuschlagen, als zum Brot, und äußerster Notdurft nötig war“.<sup>89</sup> Es konnte zum größten Teil deswegen „kein Feld für das künftige Jahr bestellt werden“.<sup>90</sup>

Manchmal konnten mehrere dieser ökonomisch stark belastenden und schwer voraussehbaren Faktoren zusammen auf einmal die

---

<sup>86</sup> Ebd., S. 97 und gleichermaßen S. 78, 99 u. 102. Es gab zudem auch Wildschweine „in unglaublicher Menge“ sowie Wölfe „in ungewöhnlicher Anzahl“, die ab 1638 den Äckern und Vieh viel Schaden zufügten. Von der großen Anzahl an Wölfen und Mäusen wurde bis Ende 1647 berichtet. Vgl. für jedes Zitat jeweils ebd., S. 107 u. 120.

<sup>87</sup> Vgl. ebd., S. 107.

<sup>88</sup> Vgl. ebd. Friesenegger beklagte zudem etwa Schnee und Eis im Frühling oder Sommer, wodurch „die Hoffnung der Feldfrüchte [...] unterm Schnee begraben“ lag, sowie langwierige Dürren und große Schauer. Vgl. ebd., S. 95 u. 110.

<sup>89</sup> Ebd., S. 86.

<sup>90</sup> Ebd., S. 87.

Bewohner/-innen von Erling treffen.<sup>91</sup> Besonders in diesen Momenten ist eine starke fatalistische Haltung bei Friesenegger zu bemerken. So stellte er Anfang 1634 fest:

*„Die Übel haben mit unseren Quartierern uns nicht verlassen [...]. [Es, A.R.] traten jetzt Hunger, Krankheit, und Tod ein. Nachdem wir alles Getraid, und Vieh verloren, so gab es kein Brot, keine Milch, kein Fleisch [...]. [...] Daher lagen in allen Häusern Kranke aus Elend, und Not, [...] und starben auch viele; und wie konnte es anders sein! Keine Medizin, keine Labung, kein Brot, kein Bett, kein Stroh, kein Ofen, kein Holz, und das bei der größten Kälte, die von November bis in [den] Februar anhielt, wobei die Häuser allen Winden, und Witterungen offenstunden. Das Beste dabei was noch, daß alle Kranken, und auch die Gesunden nichts als zu sterben verlangten.“<sup>92</sup>*

### *3. Die Salva Guardia: Berechnen nach dem kleineren Verlust*

Die Problematik der Nahrungsökonomie, wie sie sich besonders Friesenegger vorstellte, kann in ihrer Komplexität anhand der Frage um die Salva Guardia veranschaulicht werden. Die Salva Guardia ist nach Meyers Großem Konversationslexikon eine „Schutzwache, die ein Truppenführer in Feindesland einzelnen Personen, Häusern etc. bewilligt, um sie vor Plünderung und Mißhandlung zu sichern“.<sup>93</sup> Sie wurde oft für das Kloster Andechs und das Dorf Erling geschickt bzw. konnte beim obersten Kriegskommandant angefragt werden und sie war immer zu besolden.<sup>94</sup> Die Logik des Umgangs mit der Salva Guardia war also die folgende: Anhand einer Bezahlung in Form von Geld war es möglich, mehr Lebensmittel und Tiere, aber theoretisch auch die Felder der Bauern und Häuser der Dorfbewohner/-innen zu schützen und zu erhalten. Sie konnte also eine Flucht der Bevölke-

---

<sup>91</sup> Dazu zählten unberechenbar und plötzlich geforderte Kriegskontributionen, meist in Form von Steuern. Vgl. zum Beispiel ebd., S. 111.

<sup>92</sup> Ebd., S. 71 f.

<sup>93</sup> Eintrag „Sauvegarde“, in: Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens [...], 6. Aufl., Bd. 17, Leipzig, u. a. 1909, S. 644.

<sup>94</sup> Vgl. Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 35 f.

rung verhindern und schützte theoretisch auch die Bauern, wobei letztere gelegentlich der *Salva Guardia* helfen mussten. Sie bot also eine andere Handlungsmöglichkeit, die wiederum gut abgewogen werden sollte.<sup>95</sup> Als Andechs und Erling 1632 seine erste *Salva Guardia* bekamen, stellte Friesenegger fest, dass sie „viel nutzte, ungeachtet, daß sie selbst viel kostete“.<sup>96</sup> Als das Kloster 1633 die beträchtliche Summe von 220 Gulden für sie zahlen musste, fragte sich Friesenegger: „Sie hat uns freilich auch vieles erhalten, aber für wen? Für sich, oder den Feind, wer immer zurückkommt?“<sup>97</sup> Tatsächlich blieb die *Salva Guardia* in der Regel nur einige Tage vor Ort; was sie eben während dieser Zeit an Nahrungsmitteln schützen konnte, konnte theoretisch sofort nach ihrem Abmarsch geraubt werden.

Die *Salva Guardia* hatte zudem auch viele Nachteile. Sie kam manchmal zu spät,<sup>98</sup> war unberechenbar und konnte von einem Hauptmann auch geschickt werden, ohne, dass man sie verlangte. Das war Teil der Strategie, den Druck auf den Hunger in der Armee herabzusetzen, indem die Soldaten im Dienst dadurch ganz offiziell von der Landbevölkerung ernährt werden sollten. Friesenegger schrieb explizit, dass im Jahre 1633 die in Weilheim für den Winter mit zahlreichen Truppen stationierten Feldherren „fast in alle Dörfer, und Klöster *Salvam Guardiam* [schickten, A.R.], um ihre Leute zu vermindern, und auf fremde Kosten zu unterhalten“.<sup>99</sup> Für Andechs und Erling sollte also immer damit gerechnet werden. Außerdem begehrte sie nicht immer Geld als Bezahlung. Im August 1633, als sie unaufgefordert kam, begehrte sie nur Lebensmittel, gerade weil der Hunger sich näherte.<sup>100</sup>

---

<sup>95</sup> Wie Martin Scheutz zusammenfassend geschrieben hat, ermöglichte die *Salva Guardia* „das Kloster auf diese Weise als funktionierende ökonomische Institution am Leben zu erhalten.“ Martin Scheutz, „im Rauben und Saufen allzu gierig“. Soldatenbilder in ausgewählten Selbstzeugnissen katholischer Geistlicher aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 12, 1 (2001), S. 51–72, hier S. 65.

<sup>96</sup> Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 34.

<sup>97</sup> Ebd., S. 40.

<sup>98</sup> Vgl. ebd., S. 146.

<sup>99</sup> Ebd., S. 38.

<sup>100</sup> Vgl. ebd., S. 74.

Sie forderte „einige Hennen, Hendl, Mehl und 2 Fässer Bier für die Offiziere.“ Das Kloster konnte aber nach Friesenegger nur ein Rehschlegel, 40 Maß Bier und Brot geben und bot „bei [der, A.R.] Unvermögenheit des Übrigen vorliebzunehmen“.<sup>101</sup> Nach zwei Tagen ging sie ab. Dabei forderte sie jedoch 9 Gulden. Die Salva Guardia ließ zudem dem Wirt eine Rechnung von 20 Gulden unbezahlt.<sup>102</sup> Genauso wie die kaiserlichen Soldaten das „Gastrecht“ selbst interpretieren konnten, war es die Salva Guardia, die über die Zahlung der Kosten entschied. Ein anderes Mal, da die „Salva Guardianer sahen, dass [...] Pferde, und Vieh immer weniger werden, und sie für jedes Stück täglich etwas Gewisses hatten“,<sup>103</sup> forderten sie plötzlich, für jedes zu schützende Pferd 20 und für jede Kuh 10 Kreuzer zu haben, was nach Friesenegger „in 2 Tagen das Salarium eines Monats“ machte. Friesenegger stellte dabei fest: „Und wir wußten gar nicht, was sie da taten, als den Hunger bewachen und vermehren“.<sup>104</sup>

Insgesamt ist festzustellen, dass die Lage besonders in Hungersnotzeiten unübersichtlich war. Dabei bildeten auch Emotionen wie Furcht, Angst, Hoffnung oder Mitleid den Rahmen, in dem wichtige, rationale Entscheidungen zur Abwehr von Hunger und Gewalt getroffen wurden.

---

<sup>101</sup> Ebd., S. 47.

<sup>102</sup> Vgl. ebd. Zur „existentiellen Bedeutung“ einer guten Beziehung der Klosterinsassen zu den Söldnern in diesem Rahmen, siehe auch Scheutz, Soldatenbilder (wie Anm. 95), S. 66 f.

<sup>103</sup> Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 60.

<sup>104</sup> Ebd., S. 74.

*IV. Handeln zwischen Furcht und Hoffnung:  
Einfluss auf die Kriegswahrnehmung*

*1. Eine langjährig andauernde Angst vor dem Krieg als Alltagslast*

In Hinblick auf Emotion ist zuerst festzustellen, dass Angst das Tagebuch des Abtes Maurus Friesenegger durchzieht.<sup>105</sup> Das lässt sich dadurch erklären, dass sie Teil der rationalen Nahrungslogistik und -ökonomie im Krieg war. Das wird in der ersten Kriegserfahrung auf bayerischem Boden im Jahr 1632 deutlich. Nachdem gemeldet wurde, dass „der Feind“ schon bei nahliegenden Städten war, wurden nach Friesenegger die folgenden Tage und Wochen „in lauter Jammern, Furcht, und Elend zugebracht“,<sup>106</sup> während das ganze Dorf die Flucht vorbereitete. Die besondere Rolle der Emotionen ist hier zu betonen: Angst und Furcht sind Grundbedingungen des Handelns. Ihr Ausdruck zeigt, dass eine Gefahr überhaupt wahrgenommen wurde. Die Furcht vor dieser Gefahr sowie vor dem Unbekannten und Ungewissen ermöglichte somit entsprechend eine schnelle Reaktion – hier die Flucht. In diesem Sinne stellen Angst und Furcht grundsätzliche und unumgängliche Teile der handlungsbezogenen Logistik und Ökonomie der Nahrung dar.

Zur Last wurden Angst und Furcht dadurch, dass sie nicht einmalig, sondern immer wieder über Jahre hinweg vorkamen und zu einer konstanten, unruhigen und bedrückenden Stimmung beitrugen. Im Jahre 1632 war der Krieg nämlich nicht nur bereits seit zwei Jahren psychologisch als eine sich annähernde Gefahr präsent,<sup>107</sup> auch die Flucht, die erst 1632 vollgezogen wurde, wurde schon mindestens seit dem vorherigen Jahr geplant. Von dieser Zeit an blieb die Angst om-

---

<sup>105</sup> Zur Bedeutung von Angst und Furcht in Selbstzeugnissen des Dreißigjährigen Krieges, vgl. Bähr, *Furcht und Furchtlosigkeit* (wie Anm. 16), S. 340–380.

<sup>106</sup> Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 23.

<sup>107</sup> 1630 sollten die Erlinger „zur Abwendung [von] Krieg“ beten. Friesenegger schrieb dabei: „Da der Krieg immer fürchterlicher zu werden, und uns näher zu kommen scheint, wurde in unserer ganzen Diöces ein 40stündiges Gebet anbefohlen“. Ebd., S. 20.

nipräsent. Gründe dafür war unter anderem die Informationsübermittlung durch Flüchtlinge, die immer wieder von der „Tyrannei“<sup>108</sup> und den „unerschwinglichen Schatzungen“<sup>109</sup> der feindlichen Truppen erzählten. Friesenegger stellt hier fest: „Was die Flüchtlinge [...] für Schrecken verbreitet haben, ist leicht einzubilden, so daß [man] an vielen Orten schon auf die Flucht bedacht war“.<sup>110</sup> Hinter der Flucht als logistische Herausforderung und rationale Entscheidung gibt es also vor allem eine Geschichte der Vorbereitung auf die Eventualität der Flucht. Häufig wurde eine Flucht in einem stressvollen Kontext vergeblich vorbereitet, da die angekündigten und gefürchteten Söldner mehrmals nicht kamen.

Diese letzte Überlegung bedeutete aber schließlich nicht, dass es in Hinsicht auf Angst und Furcht überhaupt keine Handlungsspielräume gab. Interessanterweise konnten die schrecklichen Erinnerungen an und Erfahrungen vom vergangenen Hunger und Krieg eine pragmatische, beruhigende Wirkung haben. 1638 schrieb Friesenegger bei der Drohung eines feindlichen Einmarsches in Bayern: „Also beschließen wir dieses Jahr wieder in Furcht, und Schröcken! Villeicht noch schrecklicher, wenn wir nicht fast schon an alles Übel gewöhnt wären!“<sup>111</sup>

## *2. Eine schwierige, angstfördernde Informationslage als Alltagslast*

Verantwortlich für die Tatsache, dass eine Flucht vergeblich vorbereitet wurde, war vor allem die schlechte Informationslage. Dem Abt zufolge gab es viele Gerüchte und „falsche Sage[n]“<sup>112</sup> und „man [war, A.R.] sowohl von Briefen, als [auch] Erzählungen öfters betrogen“.<sup>113</sup> Die Schwierigkeit der Informationslage machte die Situation auch hektischer. Die

---

<sup>108</sup> Ebd., S. 21.

<sup>109</sup> Ebd., S. 24.

<sup>110</sup> Ebd., S. 21.

<sup>111</sup> Ebd., S. 111.

<sup>112</sup> Ebd., S. 138.

<sup>113</sup> Ebd., S. 24.

Informationen trafen oft gleichzeitig oder in kurzen Abständen ein und riefen emotional bedrückende Gruppen- bzw. Massenreaktionen hervor.

Als Friesenegger 1648 von einer Flucht nach München zurückkehrte und „mit größter Freude“ nach Andechs unterwegs war, traf er unterwegs „hauffenweis“ Flüchtlinge, die „schreckliche Dinge erzählten“, <sup>114</sup> sodass er sich entschied, abermals nach München zu fliehen. Frieseneggers „Zurückkunft in die Stadt“ spielte aus zwei Gründen eine besondere Rolle: Erstens war Friesenegger als Flüchtling selbst und als Person, die Informationen von anderen Flüchtlingen erhalten hatte, eine wichtige Informationsquelle über die Situation außerhalb der Stadttore. Friesenegger war nämlich der erste, der in München von einer Bedrohung berichten konnte. Zweitens war er zu dieser Zeit schon Abt von Andechs und somit im Umland bekannt. Gerade, weil den Menschen zu dieser Zeit bewusst war, dass Personen in bedeutenden Ämtern und Funktionen oft gut informiert waren, konnten besonders diese wichtigen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens durch ihre Flucht Massenbewegungen einleiten. <sup>115</sup> In seinem Tagebuch erzählte Friesenegger, dass er deswegen in München „zur hohen Ungnad“ aufgenommen wurde, da er durch sein Auftreten „die Stadt in [...] übermäßigen neuen Schrecken gesetzt“ hätte. Er sollte danach auf Befehl des Kurfürsten sich vor dem Stadtkommandanten erklären und musste „ein scharfes Examen aushalten“, denn seine zweite Flucht wurde als „unnötig“ wahrgenommen. Der Abt rechtfertigte sich: Er sagte, dass er sich persönlich bedroht gefühlt habe und dass er wisse, wie gefährlich die Lage auf dem Land sein konnte. Er schrieb nämlich: „Ich sagte, was ich gesehen, und was wahr war, übrigens berufte ich mich auf den Augenschein, und Ein-

---

<sup>114</sup> Ebd., S. 161.

<sup>115</sup> Vgl. ebd., S. 133–135. Friesenegger war tatsächlich oft unter den ersten, die Nachrichten vom Krieg bekamen, dadurch dass der Kurfürst ihm als Abt sofort befahl, die Reliquien von Andechs einzupacken und in Sicherheit zu bringen.



holung der Erfahrnis [...]. – So wenig wußte, und glaubte man in der Stadt, was auf dem Lande geschah“.<sup>116</sup>

Die Informationsaufnahme an sich war schließlich oft besonders emotional besetzt. Feuer war beispielsweise ein wichtiges Element, um die Ankunft von Soldaten vorherzusehen. Diese Art von Information war aber besonders furchteinflößend. Friesenegger berichtet für das Jahr 1633, dass man bei Augsburg „erschrockliche Feuerbrünste [sah, A.R.], wovon die eine Tag, und Nacht dauerte, woraus man nichts anderes schließen konnte, als daß die Augsburger Schweden nunmehr, weil sie in Baiern keinen Soldaten mehr wußten, alles verheerten. Daher bereitete sich wieder alles, sowohl im Kloster als in Erling, wo eben Kirchenweihe war, auf die traurigste Flucht“.<sup>117</sup>

### *3. Verflechtungscharakter des Kriegs:*

#### *Hoffnung und Ohnmachtsgefühl im Alltag*

Die Kriegswahrnehmung von Maurus Friesenegger war vom verflochtenen Charakter des Krieges bestimmt. Mehrmals schreibt er, dass die Lage in Andechs und Erling noch bedeutend besser war, als an vielen anderen Orten. Nachdem er von neuen Plünderungen in Erling berichtete, schrieb er zum Beispiel: „So arg als es bisher uns allhier ergangen, sagten doch die Schwaben, die öfters auf ihrer Flucht zu uns kamen, daß wir noch im Paradiese seien“.<sup>118</sup> Für Regina Schulte sind solche Sätze ein Zeugnis davon, dass Friesenegger dabei „die magische Geschütztheit des Ortes“<sup>119</sup> inszenierte. Wenn es doch sehr wahrscheinlich zu seiner Wahrnehmung gehört hat, zeugt aber auch ein solches Schreiben von der mitleidvollen Wahrnehmung ei-

---

<sup>116</sup> Ebd., S. 161. Unmittelbar nach der zweiten Flucht blieb jedoch die Gegend verschont und die verursachte Massenreaktion erwies sich am Ende tatsächlich als nutzlos und übertrieben.

<sup>117</sup> Ebd., S. 50. Über das Feuer als Informationsquelle siehe auch ebd., S. 24.

<sup>118</sup> Ebd., S. 44 f. und gleichermaßen ebd., S. 29, 49 u. 171.

<sup>119</sup> Schulte, Die verkehrte Welt (wie Anm. 10), S. 70.

nes Verflechtungsnetzes: Nahezu alle Gegenden und alle Lebensbereiche sind durch den Krieg betroffen.

Die Chronik berichtet in der Tat nicht nur über Andechs und Erling, sondern beispielsweise auch über das relativ nahliegende Landsberg und über das Elend ihrer Bewohner/-innen, weil sie auch und vor allem eine Geschichte vom gemeinsamen Schicksal des Hungers ist. 1633 berichtet Friesenegger, dass die mit den Schweden verbündeten Augsburgener die Stadt Landsberg überfielen. Sie „plünderten selbe 4 Tage, quälten [...] die Leute erschrecklich, und gingen mit der Beute zurück“. <sup>120</sup> Für den Prälat wurden die Augsburgener aus Hunger getrieben, da „die Kroaten [wegen einer Art Belagerung, A.R.] schon lange Zeit nichts mehr [in Augsburg, A.R.] hineinließen“. <sup>121</sup> In der Wahrnehmung Frieseneggers war es somit klar, dass der Hunger, der von den „Kroaten“ selbstverursacht wurde, wiederum Hunger und Gewalt bei den Augsburgern schuf, die wiederum den Hunger und das Elend nach Landsberg brachten. Der Hunger der „Feinde“ wurde der Hunger der „Freunde“, was wiederum Einfluss auf den eigenen Hunger haben konnte. Auch die „ungeheure Menge“ Mäuse auf den Feldern von Erling zeugte in der Wahrnehmung des Abtes vom verflochtenen Charakter eines Krieges, der in Hinsicht auf die Nahrungsfrage letztendlich die ganze Umwelt bzw. den gesamten Mikrokosmos traf. Es gebe nämlich so viele Mäuse, da die spanischen Truppen, die vorhin in der Gegend stationiert wurden, alle Katzen <sup>122</sup> „rein aufgezehrt“ hätten. <sup>123</sup>

---

<sup>120</sup> Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 49.

<sup>121</sup> Ebd.

<sup>122</sup> Die Erwähnung Frieseneggers, dass Katzen zu diesem Zeitpunkt durchaus gegessen wurden, drückt die Dramatik der Situation aus. Katzen essen war für die Zeitgenossen ungewöhnlich und sogar „unnatürlich“ bzw. abscheulich – vgl. dazu Wilhelm Krämer, M. Johann Daniel Mincks Chronik über den 30jährigen Krieg, in: Beitrag zur Hessischen Kirchengeschichte 2 (1905), S. 1–38, hier S. 22 sowie Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 58 u. 92. Bei Friesenegger dient diese Erwähnung der Katzen dazu, das Ausmaß der Hungersnot und des damaligen „Elends“ zu beschreiben.

<sup>123</sup> Vgl. Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 100. Eine solche Wahrnehmung kann auch schließlich für die Pest und andere Seuchen gelten. Solche schienen

Gerade, weil Friesenegger und die zivile Bevölkerung sich dem kriegsbedingten Verflechtungscharakter bewusst waren, stellte sich heraus, dass nicht nur Furcht, sondern auch Hoffnung die Kriegswahrnehmungen der Bevölkerung prägten. Diese Hoffnung lag hauptsächlich im verbündeten Heer. In den Augen Frieseneggers zumindest waren es einzig und allein die bayerischen und kaiserlichen Soldaten, die dem Krieg und somit allen Übel ein Ende bereiten konnten.<sup>124</sup> Es ist somit im Sinne der Kriegseignisse, dass „der tapferste Held“ und Heerführer Johann von Werth von Friesenegger so verehrt wurde.<sup>125</sup> Aus der Perspektive des Vernetzungscharakters des Kriegs konnten selbst militärische Entscheidungen einen großen Einfluss auf die Nahrungssituation haben. Dies zeigt sich am Beispiel der Belagerung der Stadt Landsberg – immer noch mit den Schweden verbündet – im Jahre 1633. Nach dem Rückzug der bayerischen Truppen mussten die meisten Erlinger fliehen. Friesenegger berichtet:

„Den 17ten Dezember wurde unsere Salva Guardia abgerufen zur Belagerung der Stadt Landsberg, wodurch uns die größte Hoffnung zuzug, nicht nur von den Schweden, sondern auch von unseren Leuthen [die kaiserlichen Truppen, A.R.] befreit zu werden, die den Feind außer Land verfolgen sollten. Die Belagerung ging glücklich fort. Die Besatzung war schwach. [...] Und siehe, auf einmal kommt die Order, sich zurückzuziehen. Die Stadt wurde dem Schweden gelassen und die Belagerungsarmee zog sich wieder in ihr altes Standartquartier in Baiern zurück. Jetzt war erst höchste Not“.<sup>126</sup>

„Höchste Not“ war es tatsächlich, weil es jetzt gleich zwei Heere auf einem beschränkten Raum gab, die somit Druck in Hinsicht auf Nahrung ausübten. Für Friesenegger war der Ausgang der Belagerung schließlich besonders enttäuschend, weil die hungrigen „Freun-

---

nämlich zu entstehen, wo „sehr viele Leute, und Pferde vor Hunger, und Not [...] krepirt sind“. Ebd., S. 167.

<sup>124</sup> Vgl. ebd., S. 110 f.

<sup>125</sup> Vgl. ebd., S. 106.

<sup>126</sup> Ebd., S. 34 f.

de“ dann genauso häufig wie die feindlichen Soldaten plünderten. Das Verflechtungssystem des Kriegs konnte also Hoffnung schaffen, aber häufiger noch wurde Hoffnung zerstört. Und mit dieser zerstörten Hoffnung musste man im Alltag umgehen und weiter leben. Dies trug zu einem persönlichen Ohnmachtsgefühl bei. So schrieb Friesenegger 1645:

„Unter der Zeit wurden wir doch immer mit der Hoffnung getröstet, daß unsere Armee mit Kaiserlichem Succurs dem Feind entgegen gehen, und vor unserem Verderben zurück halten werde. Aber welche eitle Hoffnung, und schwaches Vertrauen auf die Kaiserlichen, die selbst mehr, als die Feinde nach Baiern lüsterten!“<sup>127</sup>

#### *V. Fazit*

Es boten sich für diese zivilen Akteure des Krieges eine ganze Reihe von Handlungsmöglichkeiten in Hinblick auf die Nahrungsfrage: Flüchten, mit den Soldaten verhandeln, sich mit Waffen und Gewalt selbst wehren, Lebensmittel und Tiere behalten und verstecken sowie zur richtigen Zeit kaufen oder verkaufen, sich eine *Salva Guardia* leisten, usw. Es gab immer die Möglichkeit, die kurzfristige Sicherheit des eigenen Lebens über das langfristige, stabilere Überleben zu stellen, und andersherum. Diese Entscheidung hing in hohem Maße von der Jahreszeit, vom Niveau der Preise, vom Alter, Gesundheit- oder Hungerslage, von Familien-, Dorf- oder Herrschaftspflichten, insbesondere zur Arbeit, sowie von Netzwerken, von Eigentum und aktuellem Vermögen oder auch von der allgemeinen Informationslage ab. Diese Handlungsmöglichkeiten waren aber vor allem durchweg Reaktionen, dadurch dass der Krieg nicht nur als eine „Geißel Gottes“,<sup>128</sup> sondern auch größtenteils als menscheninduziert wahrgenommen wurde: Generäle hatten Einfluss auf den Krieg, Soldaten wurden durch den Krieg und den Hunger verwildert, und selbst die

---

<sup>127</sup> Ebd., S. 139.

<sup>128</sup> Ebd., S. 112.

Pest wurde als eine Folge des Hungers und des Mordens betrachtet. Nur Naturkatastrophen verschlimmerten unabhängig das „Übel dieser Zeiten“,<sup>129</sup> welches im Endeffekt in der Wahrnehmung Frieseneggers zu groß, lang und kompliziert bzw. zu verflochten und unberechenbar und daher „für Menschen unbegreiflich“<sup>130</sup> war. Hier wird die Chronik in einem schicksalhaften bzw. kosmologisch-fatalistischen Rahmen einbezogen. Die Menschen, und vor allem Friesenegger selbst, handelten viel; sie taten alles, was sie konnten, aber am Ende konnte es nicht anders sein, als es geschah. Trotz all der auf sich genommenen Last sind Menschen gestorben – jedoch ist das „kein Wunder!“<sup>131</sup> Andere haben überlebt – erst hier lässt sich die magische, gnädige Einflussnahme des besonderen heiligen Ortes, ja von Gott selbst in die Chronik einbeziehen. Das Äußerste erklärt in diesem Tagebuch als Bewältigungsmöglichkeit das Heilvollste – nicht andersrum. Die Annahme eines Erklärungsmusters der Schreibsituation, die von der Aufzeichnung des Alltäglichen zum Magischen voranschritt, ermöglicht somit eine Sichtweise der besonderen Authentizität des Textes, welche ansonsten, bei der Trennung des Magischen vom Alltäglichen, von Anfang an als unglaubwürdig erscheinen müsste und im Feld einer besonderen Inszenierung gefangen wäre.

Eine solche Fokussierung auf das Problem der Nahrung kann schließlich nicht nur zu neuen mikro-, sondern auch makrohistorischen Perspektiven führen. Besonders hinsichtlich des Staatsbildungsprozesses wäre eine solche Untersuchung aufschlussreich. Paulette Choné hat die Kriegsdarstellungen „Les Misères et les Malheurs de la guerre“ von Jacques Callot interpretiert als einen Beitrag „zur Idee, nach der das Militär eine Stütze und ein Bewahrer der *res publica* zu sein habe“.<sup>132</sup> Auch im Tagebuch des pragmatischen Abtes, der sich damit durchaus nah an der Vorstel-

---

<sup>129</sup> Ebd., S. 87.

<sup>130</sup> Ebd., S. 70.

<sup>131</sup> Ebd., S. 69.

<sup>132</sup> Paulette Choné, Die Kriegsdarstellungen Jacques Callots: Realität als Theorie, in: Benigna von Krusenstjern, Hans Medick (Hrsg.), Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe, 2. Aufl., Göttingen 2001, S. 409–426, hier S. 426.

lung von staatlicher Macht als Sicherheitsgarant befand, könnte man den Wunsch „für ein durch den Staat diszipliniertes Heer“<sup>133</sup> herauslesen, was dabei hauptsächlich, ja sogar nur durch eine bessere Nahrungslogistik erfolgen sollte. Das Thema einer besseren Nahrungslogistik könnte schließlich auch hinsichtlich einer erweiterten Militärgeschichte interessant sein. Konnte man nicht strategisch gerade im Rahmen einer „strategy of attrition“,<sup>134</sup> welche im 17. Jahrhundert immer geliebter wurde,<sup>135</sup> durch eine Verbesserung der Nahrungslogistik Krieg gewinnen? Schrieb nicht Kardinal Richelieu, dass „die Geschichte mehr Beispiele für den Untergang von Heeren durch den Mangel an Brot und Disziplin als durch feindliche Waffen bietet“?<sup>136</sup>

---

<sup>133</sup> Johannes Burkhardt, Schlusskommentar und Ausblick, in: Benigna von Krusenstjern, Hans Medick (Hrsg.), *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*, 2. Aufl., Göttingen 2001, S. 595–600, hier S. 600.

<sup>134</sup> Geoffrey Parker, *The Military Revolution: Military Innovation and the Rise of the West, 1500–1800*, Cambridge, MA, u. a. 1988, S. 61.

<sup>135</sup> Ebd., S. 61–64.

<sup>136</sup> „Il se trouve en l'Histoire beaucoup plus d'Armées péries par faute de Pain & de Police, que par l'effort des Armes Ennemies“. Cardinal de Richelieu, *Testament politique, édition critique, avec une introduction et des notes par L. André*, Paris 1947, S. 296.